

(Nachdruck verboten.)

86]

## „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.

Von Karl Fischer.

„Untersoffizier Baumert ist zum Mittagessen gegangen. Er hat mir befohlen, Dir zu sagen, daß Du von den Zugängen den Krankheitsbericht aufnehmen sollst. Da kannst Du dem Sergeanten gleich mal zeigen, daß er hier seinen großen Schnabel zu halten hat.“

Volter war neugierig, den Sergeanten zu sehen. Die Neugier war bei ihm mit keiner niedrigen Absicht verbunden. Aber es interessierte ihn, zu erfahren, wie auf den von allen gehaßten Sergeanten der unerwartete Schicksalsschlag gewirkt hatte.

Schnell holte er sein Mittagessen aus der Lazarettküche.

Die anderen Gefreiten hatten schon gegessen, saßen auf ihren Schemeln und unterhielten sich. Auf den Stationen gab es nicht viel zu tun. Der allgemeine Dienst begann für sie erst wieder kurz vor der Nachmittagsvisite der Assistenzärzte.

„Bröhl, hast Du Dir schon einmal vom Wenzel erzählen lassen, was er im Garten gesehen hat?“

„Ja. Erst gestern hat er mir einen großen Vortrag gehalten.“

„Wer ist denn dieser Wenzel?“ fragte Böhlsche Vornemann.

„Kennst Du den noch nicht? Mensch, das ist eine Typel. Das ist ein früherer Festungsgefangener, der geisteskrank war und nun noch im Lazarett herumbummelt, bis er entlassen wird.“

„Ach den! Den kenne ich ja auch!“ rief Böhlsche. „Ich wußte bloß nicht, wie er heißt. Was erzählt er denn?“

Der klopft noch immer für den Oberinspektor die Teppiche aus. Auch steckt er oft in seiner Wohnung. Weiß der Teufel, was er da treibt. Also der erzählt ganz kalt, er hätte beobachtet, wie der alte Knabe, der Oberinspektor, mit dem Pfengstüchchen des Brilleninspektors herumpossiert.“

„Nanu,“ fiel Sonapp ein. „Der Alte ist doch verheiratet!“

„Mensch, Sonapp, Du bist aber noch zu naiv. Das ist doch ganz piepel!“

„Aber wenn das seine Frau sieht?“

„Er wird's schon so machen, daß es seine Frau nicht sieht. Deshalb drücken sie sich auch in den versteckten Ecken des Gartens herum. Hast Du sie noch nicht zusammen gesehen?“

„Das schon. Aber wer denkt sich denn da gleich so was! Der alte Mann und das junge Mädchen! Die kann doch höchstens sechzehn Jahre alt sein.“ —

„Recht weiß ich auch,“ sagte Bröhl, „weshalb er uns verbietet, auf den Wall zu gehen. Der will mit dem Göhr ungestört dort oben lustwandeln!“

„Wenzel will sogar gesehen haben,“ fing Vornemann wieder an, „wie sie sich abgeknutscht haben.“

„Ist das möglich?“ rief Böhlsche. „Der alte Krauter mit der —“

„Wenzel erzählt noch ganz andere Geschichten. Fragt ihn nur mal.“

„Aber das kann der Inspektor doch gar nicht!“ zweifelte Sonapp. „Denk doch nur —“

„Warum soll ers denn nicht können? Von den Ärzten sieht ihn keiner. Denn er geht nur spazieren, wenn die nicht da sind. Und vor den Leichtkranken, die in den Garten dürfen und vor uns nimmt er sich in acht. Was könnten wir ihm auch schließlich anhaben? Wenn er schlecht gegen uns wäre! Aber zu uns ist er ja die Liebenswürdige selbst. Und der Kriecher, der Brillenhengst, ihr Vater, ist vielleicht noch froh darüber. Der sagt vielleicht noch: Welche Ehre, Herr Rat! Das sieht dem Speichellecker gleich.“

„Na, den hast Du ja immer gern gehabt,“ höhnte Sonapp. „Dabei wird das Pfengstüchchen noch stolz! Seitdem sie sich von dem alten Kerl rumwurfeln läßt, trägt sie ihre blödsinnige Nase noch höher als sonst.“

„Vielleicht ist das gar nicht wahr!“ sagte Böhlsche. „Wenzel hat sicher wieder geschwindelt.“

„Was der sonst erzählt, mag vielleicht Schwindel sein, aber das glaube ich. Das macht ihm auch Spaß. Deshalb liegt er immer auf der Lauer und beobachtet ihn.“

Volter war beim Essen nur mit halbem Ohr dem Gespräch gefolgt. Er mußte immer an Sergeant Schneider denken. Nachdem er mit seiner Mahlzeit fertig war, holte er sein Notizbuch aus seinem Spind und schickte sich an, auf Station zu gehen.

„Nanu, Volter! Willst Du schon rauf?“ rief ihm Vornemann zu.

„Will mir mal den Sergeanten Schneider ansehen!“ antwortete Volter.

„Brings ihm nur bei!“

„Wir werden ja sehen!“ rief er noch zurück, als er die Stube verließ.

Volter kannte ihn sofort wieder. Aber wie verändert sah er aus. Nichts mehr von dem herausfordernden zynischen Blick. Gedemütigt und kleinlaut stand er an seinem Bett in blaugestreiften Krankenrod.

Volter mußte fast lächeln, wie er vor ihm stand und an sein Benehmen in der Kompagnie dachte.

„Wann haben Sie sich angesteckt?“ fragte er ihn dienstlich.

„Vor vierzehn Tagen.“

Volter sah ihm an, daß es ihm durchaus nicht angenehm war, gerade ihm Rede und Antwort zu stehen. Das hilft nun mal nichts, dachte Volter. Du mußt schon in den sauren Apfel beißen. — Die Antworten notierte sich Volter in seinem Notizbuch.

„Wo war das?“ fragte er weiter.

„Müssen Sie das alles wissen?“

„Sonst würde ich nicht fragen. Das muß alles mit in den Krankenbericht. Wenn Sie genau angeben können, wer das Weib gewesen ist, wird nach ihr geforscht; und hat man sie gefunden, kommt sie vielleicht zwangsweise in ein Krankenhaus, wenn sie eine Prostituierte ist. Denn es können sich doch noch mehr anstecken. — Wo war das also? Und wie heißt sie?“

„Das war — hier. Aber wie sie heißt — weiß ich nicht.“

„Haben Sie dafür gezahlt?“

„Müssen Sie das — auch wissen?“ fragte er zögernd.

„Natürlich.“

„Ach habe sie nicht bezahlt.“

„Sie können also nicht angeben, wer das Weib gewesen war?“

„Nein.“

„Was hat der Arzt gesagt, daß Ihnen fehlt?“

„Er hat mir nichts gesagt — nur eine Nummer hat er an meine Tafel schreiben lassen.“

Volter warf einen Blick auf seine Krankentafel, die über dem Bett hing. Ein plötzliches Gefühl des Mitleids stieg in ihm auf. Er wußte, was diese Nummer zu bedeuten hatte.

„Was fehlt mir?“ frug Sergeant Schneider ihn ängstlich.

„Wissen Sie wirklich nicht, was Ihnen fehlt?“

„Mir hat es niemand gesagt. Ich habe wohl eine Vermutung, aber Gewißheit habe ich nicht.“

Es tat Volter weh, das für den Sergeanten Schneider so schmerzliche Wort auszusprechen.

„Na, nur keine Angst, Sie werden schon wieder gesund werden.“

„Was fehlt mir?“

„In sechs bis acht Wochen werden Sie sicher aus dem Lazarett entlassen. Ihre Krankheit sitzt im ganzen Körper. Sie werden doch nicht rote Flecken am Körper —“

Volter unterbrach sich, wie er dem Sergeanten ins Gesicht blickte. Er sah, wie ihm das Blut aus dem sonnenbrannten Gesicht gewichen war.

„Glauben Sie,“ fragte der Sergeant nach einer Pause leise, „daß ich geheilt werden kann?“

Volter vergaß mit einemmal, was der Sergeant ihm angetan hatte. Er sah nur den Kranken vor sich, der sich todunglücklich fühlte. Er mußte ihm ein paar Worte des Trostes sagen.

„Sie brauchen keine Angst zu haben. Ihre Krankheit ist zu heilen. Ja ja! Sie können mir glauben“ — bestätigte

Volter, als er in sein ungläubiges Gesicht sah. „Wenn Sie alles genau befolgen, was Ihnen verordnet wird, werden Sie schon wieder gesund. Uns Heiraten dürfen Sie natürlich vorläufig nicht denken. Es müssen erst ein paar Jahre vorübergehen. Aber dann sind Sie vollkommen gesund, so wie vorher.“

Diese Antwort hatte dem Sergeanten sichtlich wohlgetan. Erleichtert atmete er auf. Schlichtern hielt er Volter die Hand hin, die dieser ergriff.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er leise.

„Na — nun lassen Sie sich von den andern nichts vormachen, sondern glauben Sie das, was ich Ihnen jetzt gesagt habe. Nun muß ich aber weitersehen — auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ rief ihm der Sergeant schon freudiger nach.

Ist doch ein armer Kerl, dachte sich Volter, wenn er auch gemein war. Na, vielleicht ändert er sich jetzt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Das Museum für Meereskunde.\*)

### III.

Das Leben in den Tiefen des Weltmeeres! ein zauberhaftes Schlagwort der modernen Naturwissenschaft. Nicht lange ist es her, da leugnete man überhaupt die Möglichkeit, daß sich in der „purpurnen Finsternis“ und unter dem Druck kilometerhoher Wassermassen irgendein Lebensprozeß abspielen könne. Inzwischen mag man die Tiefen, die die höchsten Bergeshöhen überrreffen, und holte Lebewesen heraus mit Anpassungsfähigkeiten von nie geahnter Seltsamkeit. Für den Schiffer ist jede Meerestiefe unter 200 Meter interesselos; er wird kaum tiefer loten, da er weiß, daß er sicher fährt. Die Ostsee ist im Mittel nur 87 Meter tief, die Nordsee über der ausgedehnten Doggerbank, wo Roschdjewski den Tatterich befand, nur 15–30 Meter tief. Ost- und Nordsee sind aber geologisch betrachtet bloß unbedeutende Binnenente gegenüber den Ozeanen; bei diesen ist der Abfall zur ungeheureren Tiefe immer da am schroffsten, wo sich auch unmittelbar an der Küste die Vergletten bis in die Region des ewigen Schnees erstrecken. Die Gestaltung des Meeresbodens ist gewissermaßen ein umgekehrtes Spiegelbild des Länderelevs. In Raum 8 und 9 sind alle diese Verhältnisse veranschaulicht. Man findet dort Darstellungen der Raum- und Gewässerverhältnisse von Land und Meer im Vergleich zum Erdkörper; auf den Glaswänden der Meeresdurchschnitte schwimmen als winzig kleine Figuren aus der Bleisoldatenschachtel die großen Passagierdampfer. Die exakte Bestimmung der Meerestiefe ist nun nicht so einfach. Die gewöhnliche Lotleine wird sich infolge der Fahrt des Schiffes, oder durch Strömungen abgetrieben, immer schräg stellen; Länge der Leine und gemessene Tiefe werden nicht identisch sein. Man findet daher in Raum 5 Apparate, die den Wasserdruck oder die erfolgten Umdrehungen einer Schraube anzeigen. Wie schon früher erwähnt, läßt man das Lotgewicht sich automatisch abwerfen. Entbehren kann man es nicht, weil man sonst die Verührung des Grundes nicht mehr deutlich wahrnimmt; doch ist seine Größe verhältnismäßig gering geworden, seit man statt der Leine ausschließlich den dünnen Klavierfahndraht benützt. — Die Schlammröhre dient dazu, eine zylindrische Bodenprobe in ihrer natürlichen Schichtenablageung aus dem Grunde gleichsam herauszuguziehen. Die Monaco-Grundzange arbeitet dagegen nach dem Prinzip eines schlammgreifenden Waggerelmers. — Der Umkippthermometer zeigt eine von den Methoden zur Wärmemessung in der Tiefe (Raum 6). Bei ihm ist die Kapillare an einer Stelle so stark verengt, daß das Quecksilber beim Umkippen abreißt und in der Länge des abgerissenen Fadens einen sehr brauchbaren Anzeiger für die Temperatur an der betreffenden Stelle abgibt. Alle Thermometer sind gegen den Wasserdruck besonders geschützt. An den Ueberbleibseln eines Thermometers der deutschen Südpolarexpedition kann man sehen, welche Gewalten da wirken; er wurde in 5036 Meter Tiefe zertrümmert. — Die Wasserschöpfer holen aus bestimmter Tiefe eine Wasserprobe; beim Niedergehen werden sie meist vom Wasser durchströmt; in bestimmter Tiefe schließen sie dann ein Quantum Wasser so ab, daß es unvermisch heraufkommt. — Flaschenpostzettel: Dies ist nahezu ein Kapitel für sich. Alles ist in Bewegung, fand schon ein alter Philosoph; so auch die Massen der Ozeane in sich. Der Ausgleich zwischen dem kalten und schwereren Wasser der Polarzonen und dem warmen und leichteren der Äquatorgegend bringt im Verein mit der Achsendrehung der Erde und mancherlei anderen Faktoren ein Auf und Ab und Vorwärts und Rückwärts der Wasserteilchen hervor, die dennoch wieder gesetzmäßige Bahnen verfolgen. Die auf der Oberfläche sichtbaren Strömungen sind der Schifffahrt längst bekannt, weil hinderlich

und förderlich, je nachdem. Von gewissen Punkten der Ozeane aus gelangen Flaschenposten und alle freilebenden Körper so genau an bestimmte Küsten, daß sich die Zeit ihrer Ankunft vorher berechnen läßt. Auf solche Berechnungen gestützt, ließ sich Rausen im Eise einfrieren und wurde mit samt seinem Schiff am Pol vorbeigeschoben. — Wie werden nun die Lebewesen nicht nur aus der Tiefe, sondern ausschließlich aus ganz bestimmten Stellen der Tiefe heraufbefördert? Es leuchtet nach dem Vorangegangenen ein, daß dies Schwierigkeiten haben wird. Gaedel klagt in seinen „Indischen Reisebriefen“ lebhaft über die Unzulänglichkeit der Fangapparate, die er ja aus eigenen Mitteln beschaffen mußte. Die bis jetzt erdachten Lösungen des Problems sind in Raum 7 ausgestellt. Da ist die Quastendretschke, die aussieht wie ein riesenhafter Schrubber. Sie wird auf festem Boden benützt; in den Schweißsen der Schwabber bleiben allerhand Tiere hängen und gelangen so wohlbehalten an Bord. Andere Dretschken wühlen den Bodenschlamm auf, bringen aber feinere Tiere oft zerdrückt nach oben. Die kleinsten im Meer schwebenden Organismen nennt man Plankton; zu ihrem Fang dient u. a. das Rausenische Schließnetz; es geht offen hinab, wird dann eine bestimmte Strecke gehoben, filtriert dabei das durchlaufende Wasser und wird darauf durch ein heruntergelassenes Laufgewicht geschlossen.

Die spezielle Biologie, in die wir nun mit Raum 11 bis 13 eintreten, ist nach besonderen Gesichtspunkten zur Anschauung gebracht worden. Die ungeheure Masse der mikroskopischen oder sonst hochempfindlichen Lebewesen kann natürlich mit den üblichen Mitteln nicht demonstriert werden. Es wäre erfreulich, wenn der vorhandene Lichtbildapparat des Hörsaals am Sonntag gratis derartigen Zwecken dienstbar gemacht werden könnte. Ausgestellt sind also vor allem Tiere, die sich im Zoo oder Aquarium nicht lebend halten lassen, dann aber zum Teil in wundervoller Aufmachung Lebensgemeinschaften von Tieren und Pflanzen unter möglichster Nachahmung ihrer natürlichen Umgebung. Die Objekte des großen Korallenriffs der Sinai-Küste wurden von Professor Plate auf einer eigens dazu ausgerüsteten Expedition gesammelt. Man sieht im Hintergrunde das Sinaigebirge, links davor am Strande das ägyptische Städtchen El Tor, in der Mitte eine Quarantänestation für die Mestavilger und rechts ein Beduinendorf. Die Wasserfläche zwischen Strand und Riff bedeutet einen Strandkanal von 1 bis 2 Kilometer Breite und 2 bis 3 Meter Tiefe. Da, wo der Beschauer steht, fällt die Riffante steil zum roten Meer ab. Hier gedeihen die Korallen, da das stärker bewegte Meer ihnen reicher Nahrung und Sauerstoff zuführt. Sie brauchen überhaupt zum Leben klares Wasser von 20 Grad Celsius Temperatur und festen Untergrund. Was man hier ausgestellt sieht, sind natürlich nur die Skelette der einzelnen Korallensätze; lebend sind es kleine Polypen, die mit den Fußplatten aneinanderwachsen und deren Fleisch die Stöcke wie mit einer dünnen Haut überzieht. Man sieht dies an den Stücken in den Alkoholgläsern. Das winzige Tierchen baut so in mühsamer Arbeit die gefürchteten Riffe. — Es ist hier selbstverständlich nicht möglich, die ausgestellte ozeanische Zoologie im einzelnen durchzusprechen. Der Besucher, der uns bis hierher gefolgt ist, wird sich auch allein weiter zurechtfinden, besonders wenn er die zahlreichen Erläuterungen aufmerksam studiert. Erwähnt seien bloß die Glanzstücke: Schwammtaucherei, Helgoländer Lummengewand und die Robben- und Pinguingruppe.

So kommen wir zum Schluß, der Seefischerei (Raum 14 bis 16). Diese hat für uns infolge der agrarischen Lebensmittelverteilung ein eminent praktisches Interesse. Allerdings kämpft die Verwertung noch mit Vorurteilen bei den Konsumenten und Uebelständen im Kleinhandel. Es ist nicht richtig, was viele Hausfrauen behaupten, daß der Seefisch schlecht rieche. Jede unverdorbene Ware hat freilich einen spezifischen Seefischgeruch; aber der verschwindet absolut beim ausgiebigen Kochen (½ Stunde), worin oft gefehlt wird, und der einfachste Schellfisch oder Kabeljau ist dann förmlich eine Delikatess. Ueber die Art und den Wert der Konservierung sind auch viele falsche Vorstellungen verbreitet. Es ist direkt Unsinn, auf das „Lebendsein“ eines Fisches zu halten, da er in der Regel seit Tagen in ungelüfteten Bottich mit dem Erstickungstode ringt. Die Seefische also kommen nicht lebend ans Land, sondern werden auf hoher See sofort mit Eis untergeschichtet, wobei es gar nicht ins Gewicht fällt, daß oft acht Tage vergehen, bis der Dampfer voll ist und zum Lande wendet. Die Ware wird dann sofort versteigert und kommt in derselben Eispackung auf die Bahn. Was also etwa verdirbt, verdirbt bloß beim Kleinhändler, der leider in falscher Profitsucht Krampfhaft bemüht ist, die Preise stabil zu halten, statt mit den oft fabelhaft niedrigen Auktionspreisen mitzugehen und die Ware schnellstens abzusetzen. Man fordere also Marktpreise und Vernunftrechnung und achte im übrigen auf blutrote Riemen. Das Meer ist so reich an gutem Fleisch, daß man es wahrhaftig nicht nötig hätte, den Fleischern alte Schuhsohlen (alias Rindfleisch) nach dem Apothekertarif zu bezahlen.

Der Walfang, früher ein Abenteurerstückchen, wird jetzt mit Dampf und besonderen Harpunierkanonen betrieben. (Möbelle und Wandbild in Raum 14.) Man hat es hauptsächlich auf das Fischbein abgesehen, d. h. die Barten des Grönlandwals. Unter den großen Meeresäugetieren hat aber das Menschlein schon so gründlich aufgeräumt, daß man vorantflutliche, aber mit Fischbein besetzte Regenschirmgestelle zu ertaunlichen Preisen aufkauft.

\* Geöffnet Montag, Mittwoch, Sonnabend 10–3 Uhr, Sonntag 12–4 Uhr.

Schon ehemals konnte ein Walfang einige Tagereisen vom Nordpol den waghalsigen Spießgesellen unter Umständen 75 000 W. einbringen. — Im selben Raum sind auch noch andere, zur Meeresfauna gehörige Produkte ausgestellt, mit deren bloßer Aufzählung wir uns begnügen: Guano, Schildpatt, Perlmutter, Muschelgeld, Schwämme, Korallen, Trepan, Bernstein, Seemoos, Fischmehl, Lebertran, sowie Apparate zum Krabbenfang und das Modell einer Heringssalzerei. — Die Gruppe Grundschleppnetzfischerei (Raum 15) veranschaulicht folgenden Vorgang: Der Fischdampfer schleppt das große Scherbretternetz über den Meeresgrund. Die Vorderkante der Unterseite schiebt die Fische vom Boden auf, und da die Oberseite des Netzes weiter nach vorn reicht, so können die Fische nicht entfliehen und gelangen in den Netzsack hinein. Während der Fahrt bleibt das Netz infolge des Wasserdrucks offen. Hinter dem Fischdampfer segelt ein Fischkutter aus Finkenwerder, der sein Netz auf Deck verstaubt hat. Zwischen beiden kommt der Aufsichtsdampfer „Bieten“ daher; er gewährt ärztliche Hilfe, überwacht die Vorschriften des Betriebes, z. B. betreffend Raubfang, und achtet vor allem darauf, daß innerhalb der Zone von drei Seemeilen vom Lande bei Niedrigwasser kein ausländisches Boot dem Fange obliegt. — Das Stück eines Heringstreibnetzes (ein Zwanzigstel der zur Verwendung kommenden Höhe) hängt in natürlicher Größe oben an der Wand des Saals, während wir im Modell einen zweimastigen Segel-Logger damit beschäftigt sehen, das 2500 Meter lange, mit Heringen reich gefüllte Netz, das über Nacht getrieben hat, mit einer kleinen Hilfsmaschine einzuziehen. Die Heringe, die gegen die Netzwand anliegen, steden mit den Kiemen in den Maschen fest. Nun werden sie herausgeschüttelt und alsbald gelaakt (geschlachtet) und eingefalzen. Der Dampfer neben dem Logger kann bis 4500 Meter Netz führen. — Eine andere Modellgruppe zeigt den Schellfischfang mit Langleinen. Aus dem nebligen Hintergrund schimmert der alte vierlantige Leuchtturm von Wangeroog hervor. Die Langleinen sind bis 4000 Meter lang und tragen in kurzen Abständen Schnüre mit beförderten Angelhaken. Diese Fangart geht jetzt sehr zurück; die betreffenden Fischer ziehen es vor, lieber die Goldfische aus den Taschen der blasirten Badegäste zu angeln; letztere sind in der Regel noch dummer als die Schellfische, und man braucht daher nicht mal beförderte Langleinen zu ihrer Ausbeutung. — Andere Gruppen übergehen wir hier und erwähnen zu allererst nur noch die volkwirtschaftlich wichtige Sammlung von verbotenen und deshalb beschlagnahmten Fischereigeräten der deutschen Küste. Es handelt sich bei diesen Dingen nicht um Polizeischikanen, wie sie etwa die geplagten Berliner Droschkentreiber über sich ergehen lassen müssen. Die Polizei, die ja nicht ein denkendes Hirn, sondern nur eine greifende Faust ist, hat auch die betreffenden Schutzmaßnahmen nicht erdacht; es waren vielmehr sachverständige Praktiker und Männer der Wissenschaft, die einer unnützen Vernichtung steuern wollten. Mit den Segelhäuten z. B. schlug man in den Schlamm hinein, um die hier eingewühlten Aale zu erbeuten. Hierbei wurden viele Tiere verlegt, aber nicht erbeutet.

## für die Kleinen.

### Wie Hans und Marte die Henne hüteten.

Von Hans Anrud.\*)

Auf dem Hof draußen stand eine alte Henne auf einem Bein, drehte den Kopf und blinzelte mit den runden klaren Augen.

Dicht daneben lag der fünfjährige Hans. Hinten aus der Hofenklappe guckte ihm der Gendarm, er schlieferte mit den Beinen und sah die Henne an, als ob er mitten durch sie hindurchsehen wollte; er wagte kaum zu zwinkern. Heute würde er sie die ganze Zeit ansehen und den Blick nicht von ihr wenden.

In der Stube drinnen sah Marte, seine siebenjährige Schwester und lugte vorsichtig zum Fenster hinaus; sie behielt beide im Auge.

Sie sollten beide heute auf die Henne aufpassen.

Die Henne war alt und war so lange allein gewesen, daß sie sich allerhand Streiche angewöhnt hatte. Sie wechselte jedesmal das Nest, wenn sie ihr die Eier genommen hatten, und verdeckte sie an den unglücklichsten Stellen, wo es niemand einfiel, zu juchen; — einmal hatte sie die Eier in ein paar hohe Grasbüschel gleich neben die Türschwelle gelegt, und da lag sie und brütete acht Tage, ehe sie sie fanden. Und sie war so ausgespukert klug geworden, daß es beinahe unmöglich war, sie zu hüten. Einmal, als die Mutter selber auf sie aufgepaßt hatte, so daß sie nicht entweichen konnte, hockte sie nieder und legte das Ei mitten auf die nackte Erde.

Da hatte die Mutter für je acht Eier, die sie fänden, ein Ei als Prämie ausgelegt. Nun hatte sie vor zirla vierzehn Tagen

\*) Entnommen der neuen Geschichten-Sammlung des bei uns schon gänzlich eingebürgerten Norwegers, die unter dem Titel „Jungen“ soeben bei Georg Mejerburger in Leipzig in deutscher Uebersetzung erschienen sind. (Preis 2,25 M., geb. 3 M.) Diesmal erzählt Anrud von kleinen ganzen Kerlen und ihren Erlebnissen — zum Entzücken von Jung und Alt.

wieder ihren Platz gewechselt, so daß es jetzt sechs bis sieben Eier sein mußten, und heute sollte sie wieder legen — die Mutter hatte nachgeföhlt.

Es war ein brennend heißer Sommertag, die Insekten summten durch die Luft, die Schwalben flogen zwitschernd hin und her nach ihren Nestern am Stallgiebel, und im hohen Gras an der Wand entlang schlich die Stabe dahin, hob vorsichtig ihre Pöten und schielte nach oben, wie sie wohl die Nester erreichen könnte.

Hans lag in der warmen Sonne und sah nach der Henne. Sie stand auf einem Bein, blinzelte gegen die Sonne und sah ihn lange an. Dann tat sie plötzlich gleichgültig, machte ein paar Schritte, scharrte in der Erde und tat, als fände sie etwas zum Aufspiden.

O, nein, auf diese Art sollte sie ihn nicht hintergehen; er kannte ihre Taten.

Nach einer Weile blieb sie stehen, sah wieder auf und schielte zur Seite:

Nein, er lag immer noch da und verfolgte sie mit den Augen; — sie blieb wieder auf einem Bein stehen und blinzelte; das konnte langweilig werden, wenn es lange dauerte.

Hans fand auch, daß es sich lange hinzog; jetzt hatte er gewiß eine Stunde hier gelegen.

Nein, sie war so abgeseimt, daß sie sah, wohin er seine Augen richtete. Er mußte tun, als ob er wo anders hinsähe. Er schielte nach dem Fenster.

Oh, er sah wohl, wie Marte den Kopf schnell wegzog; ja, sie konnte gern dort stehen, er war am nächsten, er würde sie diesmal zuerst finden.

Er sah wieder nach der Henne. Sie war ein paar Schritte gegangen, während er wegblickte, und stand jetzt wieder still. Nein, er mußte so tun, als ob er nach der Stallecke sähe, dann viel leicht —

Er tat es. Im selben Augenblick strichen zwei Schwalben neben ihm mit lautem Geschrei dicht an der Erde hin — sie hatten die Stabe erblickt. Diese schlug mit der Pöte nach ihnen; — wahrhaftig, bei einem Haar hätte sie eine erwischt! Es kamen mehr; alle begannen sie am Boden hin zu fliegen, sie zu foppen und auszuschelten.

Ach, wie dumm sie war, daß sie sie nicht erwischte, — sie duckte sich nur, legte die Ohren zurück und verstockte sich tiefer ins Gras. Es half nicht; da kniff sie aus, veränderte um die Ecke und in den Stall. Sieh, da zerstreuten sich die Schwalben und flogen wieder von und nach ihren Nestern.

Zu dumm, daß der Stall am Stall so glatt war, daß er nicht daran in die Höhe klettern konnte; — sonst hätte er das niedrigste Nest erreichen können. Das wäre fein gewesen, ein paar von den Jungen zu haben; sie waren schon so groß, daß sie die schwarzen und weißen Köpfe zum Nest hinausstreckten. Wenn er ein paar kriegte, so würde er ihnen ein Bauer zurechtmachen, und für Nahrung würde er auch sorgen, — es gab so kolossal viel Fliegen am Fenster.

Da würde Marte neidisch werden; — sie sollte sie nicht einmal zu sehen kriegen, oder doch vielleicht, wenn sie ihm für jedesmal eins von ihren Eiern gäbe; — sie hatte wohl schon vier, und er erst drei —

Eier —?

Wo war die Henne? — Fort.

Zum Teufel, hatte sie ihn auch diesmal genarrt?

Er stand auf, stampfte mit dem Fuß auf und war dem Weinen nahe.

So eine gemeine Henne, so ein infames Vieh. Kaum ließ er sie aus den Augen, so war sie auch schon entwischt.

Ja, dann also das nächste Mal; er guckte nach dem Fenster, — denn Marte hatte sie doch wohl auch nicht gesehen? Sie war übrigens vom Fenster verschwunden. Da kam sie heraus.

Sie sah so verärgelt aus. Ob sie vielleicht doch —?

Hast Du die Henne gesehen, Hans?

Nein, — Du?

Nein.

Es stak bestimmt etwas dahinter. Marte tat so gleichgültig. Er wollte schon auf sie aufpassen.

Ich glaube fast, sie ist in den Stall gegangen, sagte er, — ich will dort nachsehen — er mußte wohl, daß sie dort nicht war, denn da hatten sie jeden Winkel abgesehen.

Laß mich zuerst, sagte Marte, und tat, als ob sie hinlaufen wollte.

Nein, ich will zuerst — und Hans sprang davon.

Ja es war deutlich, sie wollte ihn fortkommen, denn sie tat gar nichts, um zuerst zu kommen. Er wollte sie schon überlisten! Er schlüpfte in den Stall und guckte durch eine Ritze. Sie stand erst ruhig und blickte sich vorsichtig um, dann schlich sie auf den Boden an der Stallwand entlang. Er kam heraus, schlich bis zur Ecke und streckte den Kopf vor.

Ah, eben war sie im Begriff, die großen Brennesseln zur Seite zu biegen.

Dort hatte sie also die Henne hineinschlüpfen sehen.

Er stürzte vor, gerade auf ihren Rücken los:

Ich weiß es, ich fand sie zuerst.

Sie fielen beide in die Brennesseln. Die Henne flatterte schreiend davon.

Sie standen auf; — es brannte schrecklich an Gesicht und Händen.

Eine Weile standen sie da und starrten sich an, Hans die Mundwinkel verzogen, bereit zu weinen, Martte beide Hände voller Nüchrei in die Höhe haltend.

Plötzlich klatschte ihm die eine Hand hinter die Ohren, daß das Nüchrei spricht, und er zu Woben kollerte.

Dann fingen sie beide an zu heulen.

Die alte Henne schalt fürchterlich drüben auf dem Hofplatz.

## Kleines Feuilleton.

**Neues von der Einschienenbahn.** Just an demselben Tage — 10. November — an dem August Scherl einen Modellwagen seiner Einschienenbahn dem Berliner Publikum zeigte, hat auch der Erfinder Louis Brennan in Gillingham (England) einen neuen, bedeutend vervollkommenen Wagen im Betrieb vorgeführt. Während aber der Scherlsche Wagen nur erst ein primitives Modell von nur wenigen Metern Länge darstellte, ist der Brennansche Wagen vollständig komplett zum praktischen Betrieb ausgerüstet. Er ist für Lastenförderung bestimmt und hat 22 Tonnen Leergewicht und 10—15 Tonnen Ladegewicht. Die Gesamtlänge zwischen den Oberlante Schiene bis Oberlante Führerhaus ist 3,95 Meter. In dem aus Profbleisen gebauten Rahmen ist vorn und hinten je ein Drehgestell mit zwei hintereinander liegenden Rädern angeordnet, die je circa 1 Meter Durchmesser und doppelten Spurkreis haben. Das mit Holzbelag versehene Untergestell trägt im vorderen Teil das Führerhaus, in dem die Antriebsmaschinen und Steuerapparate untergebracht sind. Zur Kraftzerzeugung dienen zwei Motorordynamos von je 20 Pferdestärken und einer von 20 Pferdestärken. Die beiden Kreisel sind im Führerhaus in besonderen kräftigen Eisenrahmen untergebracht; jeder der Kreisel hat einen Durchmesser von über einen Meter und eine Geschwindigkeit von 3000 Umdrehungen in der Minute. Jeder sitzt in einem luftdicht gefaßten Gehäuse, in dem eine Luftverdünnung herrscht, um die Reibung der Kreisel auf ein Minimum zu reduzieren. Ferner ist der Wagen mit einer Westinghouse-Luftdruckbremse versehen, zu der ein ebenfalls elektrisch betriebener kleiner Kompressor vorhanden ist.

Wie man schon hieraus ersieht, ist der Brennansche Wagen weitaus eher geeignet, den Beweis für die praktische Brauchbarkeit des Einschienenbahnwagens mit Kreiselstabilisierung zu erbringen, während die erzielten Resultate dies in noch höherem Maße vor Augen führen. Bei den Versuchen in Gillingham durchlief der Wagen eine kreisförmige Kurve von 32 Meter Radius, dann eine kurze gerade Strecke und hierauf eine in entgegengesetzter Richtung gebogene Kurve von 10,5 Meter Radius mit Velastung und mit einer Geschwindigkeit von ungefähr 12 Kilometern. Die Kreiselwirkung zeigte sich dabei allen Verhältnissen gewachsen; selbst wenn etwa 30—35 Personen auf der einen Hälfte des Wagens standen, hielten die Kreisel vollkommen das Gleichgewicht. Nach Angabe des Erfinders lassen sich höhere Geschwindigkeiten ohne weiteres durch Einbau größerer Maschinen erreichen. Brennan selbst ist aber weit davon entfernt, zu behaupten, daß derartige Wagen mit einer Stundengeschwindigkeit von 200 Kilometer noch betriebsföhrer laufen, während Scherl, ohne irgend welche dahingehenden Versuche zu unternehmen, dies ohne weiteres annimmt. Die Vorführungen in den Ausstellungshallen am Zoo, wobei der Wagen mehr außer Betrieb war als fuhr, haben auch nicht die Spur eines Beweises für die Scherlsche Behauptung erbracht. Daß der Einschienenbahnwagen imstande ist, durch die Einwirkung der Kreisel sich auf einer Schiene im Gleichgewicht zu halten, ist schon vor drei Jahren gelegentlich einer Vorführung vor der Royal Society in London praktisch bewiesen worden; dazu bedurfte es nicht der mit großem Metallmetram und gesellschaftlichem Aufpug verbundenen Vorführung durch Scherl. Daß der durch Kreisel im Gleichgewicht gehaltene Einschienenbahnwagen — auch bei höheren Geschwindigkeiten als zwölf Kilometer in der Stunde — praktisch brauchbar ist, ist zuzugeben, aber mit seinen sonstigen Projekten bleibe uns Herr Scherl vom Leibe.

**Pferde- und Hundgalopp.** Einer der berühmtesten lebenden Naturforscher, Professor Ray Lankester, führt in einer Zeitschrift an die „Nature“ aus, wie es sich mit den Darstellungen galoppierender Pferde in der Kunst verschiedener Völker und Zeitalter verhält. Nach seinen Untersuchungen war es die mykenische Kunst, die zum erstenmal Pferde in der Stellung des Galoppierens abbildete, während diese zuvor weder bei den Ägyptern, noch bei den Assyriern vorgekommen war. Sie soll sich auch später nicht bei den Griechen und Römern verbreitet haben, sondern durch Asien nach Japan gewandert und dann erst am Ende des 18. Jahrhunderts von Japan wieder nach England gelangt sein. Weiter wird der Nachweis erbracht, daß die alten Mykenen das galoppierende Pferd in der künstlerischen Nachbildung nicht erfunden, sondern ähnlichen Darstellungen des Hundes nachgebildet haben. Eigentümlich und interessant ist es ferner, daß nun in jenem Kunstzeitalter diese Pose des Hundgalopps nicht nur ohne die Veränderungen, die nötig gewesen wären, für das Pferd, sondern auch für andere Tiere angenommen wurde, die in Wirk-

lichkeit eine solche Art des Galoppierens gar nicht kennen. Das galoppierende Pferd ist dann bis in die neueste Zeit, wie man einfach auf den zahlreichen Bildern von englischen Wettrennen sehen kann, in einer ganz stereotypen Form beibehalten worden, wobei namentlich die vollkommen gestreckten Hinterbeine mit aufwärts gewandten Hüften und die gleichzeitig nach vorne aufgebogenen Vorderbeine kennzeichnend sind. Professor Marey, der fast sein ganzes Leben dem Studium der Tierbewegungen gewidmet hat, konnte nicht zu dem Ziel gelangen, einen Hund in einer solchen Stellung, das heißt mit allen Beinen in der Luft zu fotografieren, und erst jetzt ist dies erreicht und damit der „mykenische Galopp“ gerechtfertigt worden.

## Musik.

**Militarismus und Musik.** Von Dr. Hermann Eichhorn. (Verlegt bei Schuster u. Löffler, Berlin.) — Der Verfasser, bekannt als genauer Kenner der Geschichte der Militärmusik, hält hier mit wünschenswerter Schärfe die längst notwendige Abrechnung mit den Militärmusikern als Erwerbsgesellschaften, als schädlichen Konkurrenzunternehmungen der Zivilorchestermusik. Andere vor ihm haben das Kapitel schon oft angechnitten, haben aber aus politischen Gründen Halt vor den letzten Konsequenzen gemacht. Wie zum Beispiel Dr. Maroy, der all die Ausbeutung, die kümmerliche Bezahlung der bürgerlichen Orchestermusiker, den verderblichen Einfluß der Militärlapellen auf das Kunstleben besprach, sich aber mit einem direkt komisch wirkenden Kneifen an der Hauptwunde: der Militarismus als tonkünstlerisches Erwerbsinstitut vorbeidrückte. Eichhorn scheint nicht vor dem Geipen Militarismus zurück. Nach eingehenden, genauesten Sachkenntnis verarbeitenden historischen, ästhetischen und praktisch-sozialen Darlegungen über Tonkunst und Instrumentalmusik in der Geschichte des Heerwesens, im modernen Militarismus kommt er zu seinen Schlußfolgerungen, deren Radikalismus nur denen verträglich erscheint, die die durch unlauteren militaristischen Wettbewerb erzeugte ökonomische Misere der deutschen Zivilmusik nicht kennen.

Die Klagen der Musiker finden beim großen Publikum wenig Verständnis und Gehör. Außer wenigen schreibkundigen Fachleuten steht nur die sozialdemokratische Partei und Preise auf ihrer Seite. Das genügt natürlich, die Musiker als Umschärfer zu brandmarken, wie der Münchener Musikerzeitung zur Genüge bewiesen hat. Eichhorn sagt nicht ohne Ironie, daß man die Musiker schlecht kennt, wenn man ihnen die Ehre einer solchen politischen Reise antut. Die sozialdemokratische Forderung: „die Staatsverwaltung dürfe nicht Arbeiten, von deren Ausführung staatsbürgerliche Erwerbsklassen zu leben gezwungen sind, durch von ihr abhängige Zwangsarbeiter wie Gefangene oder Soldaten ausführen lassen“, findet vollauf Anwendung auf die außerordentliche erwerbsmäßige Tätigkeit der Militärmusik, durch die die steuerzahlende Erwerbsklasse der Berufsmusiker in ihren Erwerbsinteressen dauernd geschädigt wird. Der Verdienstausfall beträgt nachweisbar jährlich die ungeheure Summe von 10 615 200 Mark. Unter den Staaten, die die Kulturhöhe des modernen Militarismus erklommen haben, ist Italien das einzige Land, das die Beschränkung der Militärmusik auf ihren Zweck, im Dienste des Heeres durchzuführen hat. Möge die tapfere Eichbornsche Aufklärungsschrift dazu beitragen, daß endlich auch in Deutschland die Forderung zur Tat werde: Beseitigung aller gewerbsmäßigen außerdienstlichen Tätigkeit aller Militärlapellen! Es wird ganz sicherlich noch einen harten Kampf bis zum endlichen Sieg kosten.

## Sprachwissenschaftliches.

**Ausschneiden und Aufschneiderei.** Das Wort hat seinen Ursprung von der Tafel genommen, und von Hans aus knüpfte sich natürlich sein Tadel an die Handlung, die es bezeichnete. Jeder Gastgeber muß ausschneiden, d. h. vorlegen, wenn Gäste zu bewirten sind. Das kann man tun, wie es sich gehört, ohne viele Worte zu machen von dem, was man bietet; es kann aber auch unter selbstgefälliger Hervorhebung der Güte und des Wertes des Gebotenen vor sich gehen, ja unter Prahlerei und Großsprecheri, die auch vor Unwahrheit nicht immer zurückbleibt. Vom Speisetische ist dann die Redensart sehr bald auf großsprecherisches Gebaren überhaupt übertragen worden. „Dawußte“, heißt es in Weifes Erzählungen, „der Birt viel aufzuschneiden, was er unlängst vor Gäste beherberget.“ Er schnitt bezüglich der Gäste ebenso auf, wie er es wohl bei Darbietung seiner Speisen tat. An seine ursprüngliche Bedeutung erinnert das Wort, wenn man, wie es im „Simplizissimus“ heißt, von der Keuschheit „einen Haufen aufschneidet“, wenn man „vom großen Messer“ redete, mit dem dieser oder jener aufschneide. Abraham a. S. Clara sagt einmal: „Das Messer, mit dem Bartholomäus ist geschunden worden, ist nicht gar zu klein, aber das Messer, mit welchem diese Leute also unerhört aufschneiden, ist umt so viel größer und schärffer.“ Auch „der Aufschnitt“, wie man früher für die Aufschneiderei sagte, entspricht der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, heute ist er fast ganz außer Gebrauch gekommen, — man verwendet für ihn, wie meist auch für Aufschneiderei, lieber das lächerliche, — französischer Wortbildung nachgeastete Renommage. — Ueber Stammwörter findet man hier und da ein großes Messer wagemut aufgebängt, das heruntergelassen werden kann, wenn einer der Tischgenossen einmal gar zu kräftig aufschneidet. Man will ihm dadurch spöttisch andeuten, daß er sich eines großen Messers bei seinem Ausschneiden bediene. Eölns (Januar).